

Privatschulen in Deutschland boomen

Nichtstaatliche Bildungseinrichtungen kosten viel, bewahren Kinder aber vor den zunehmenden Schwächen des öffentlichen Schulsystems

MARCO SELIGER, BAD HOMBURG
UND LUDWIGSHAFEN

Es ist morgens kurz vor acht, als sich Gelände- und Mittelklassewagen vor dem «Drop-off» am Eingang der Accadis International School in Bad Homburg stauen. In den Fahrzeugen sitzen Eltern und ihre Kinder. Vor dem Foyer der Schule steigen die Kinder aus und verschwinden, den Ranzen auf dem Rücken, in dem bunt bemalten Gebäude.

Bad Homburg ist eine wohlhabende Stadt in der Nähe von Frankfurt am Main. Eltern zahlen in der Regel gut 10 000 Euro im Jahr, damit ihre Kinder die Accadis-Schule besuchen können. Das ist mittleres Preisniveau in der deutschen Privatschullandschaft. Es gibt Einrichtungen, die monatlich weniger als hundert Euro kosten. Andere haben ein Internat angeschlossen und verlangen mehr als 50 000 Euro im Jahr.

Seit Jahren wächst die Zahl freier und privater Bildungseinrichtungen in Deutschland. Mehr als 10 Prozent der 41 000 Schulen im Land werden inzwischen nicht vom Staat betrieben, sondern etwa durch Kirchen oder Unternehmen. Inzwischen gehen etwas mehr als 800 000 Schüler in der Bundesrepublik an eine private oder eine freie Schule, die meisten von ihnen in Nordrhein-Westfalen.

Die Accadis ist ein Familienunternehmen, das vom Kindergarten bis zur Hochschule das schulische Komplettprogramm bietet. Die vor zwanzig Jahren eröffnete Grundschule ist mittlerweile vierzügig. Pro Klasse gibt es maximal 22 Schüler. In den staatlichen Grundschulen gibt es mitunter 30 und mehr Kinder pro Klasse.

Geht man vom Foyer das Treppenhaus zu den Unterrichtsräumen hinauf, stehen auf den Stufen in englischer Sprache die Werte, für die diese Schule steht: Akzeptanz, Einfühlungsvermögen, Höflichkeit, Zielstrebigkeit, Engagement, Integrität und Hilfsbereitschaft. Die Accadis ist eine zweisprachige Schule.

Die Hälfte sind Ausländer

Die 3c hat an diesem Morgen Sachkundeunterricht auf Deutsch. Melanie Seyser, die Lehrerin, hat das Thema der Stunde an die Wand geworfen. «Schule früher» steht auf einem überdimensionalen digitalen Whiteboard. 21 Kinder sitzen an Tischgruppen, vor sich Mäppchen mit Stiften und Lernhefte. Seyser betätigt auf ihrem Schreibtisch einen Gong. Augenblicklich kehrt Ruhe ein. Die Schüler tragen rote und blaue Shirts oder Hoodies mit dem Accadis-Logo auf der Brust. Die Schulkleidung ist verpflichtend.

Die Kinder der 3c kommen aus Südkorea, Indien, der Ukraine und viele aus Deutschland. Die Eltern der ausländischen Schüler arbeiten oftmals als «Expats» in einem internationalen Unternehmen in Frankfurt und Umgebung. Das bedeutet, dass sie aus beruflichen Gründen meist für ein paar Jahre in Deutschland sind.

Sie verdienen gut, sprechen oft mehrere Sprachen. An der Accadis hält sich das Verhältnis zwischen einheimischen und ausländischen Kindern die Waage. Insgesamt lernen etwa 400 Kinder aus gut 50 Ländern an der Schule.

Sie werde jetzt eine Frage stellen und sie müsse dann antworten, wie es die Kinder vor einhundert Jahren tun mussten, sagt Melanie Seyser zu Klara, einer hochgewachsenen dunkelhaarigen Schülerin. «Wie alt bist du, Klara?», fragt sie. Klara steht auf, macht einen Knicks und antwortet: «Ich bin neun Jahre alt, Fräulein Lehrerin.» Gekicher im Raum. Unterwürfiges Verhalten wie dieses ist für die Kinder ungewohnt. Seyser bedankt sich und sagt, sie dürfe sich wieder setzen.

Seyser steht vor der Klasse und wartet kurz, bis sich die Schüler wieder auf ihre Plätze gesetzt haben. Doch ein Junge steht auch danach noch zwischen den Tischen und schwatzt. «Was bedeutet das, wenn dieses Zeichen ertönt?», fragt die Lehrerin, an den Jungen gewandt. «Leise sein und hinsetzen», antwortet er kleinlaut. Sie nickt. «Und warum machst du das nicht? Wir können mit dem Unter-



Die Accadis-Schule in Bad Homburg ist modern ausgestattet.

SIMON GERLINGER FÜR NZZ

richt nicht weitermachen, schaffen den Stoff nicht, und ihr müsst nacharbeiten.»

Regeln, Disziplin und Struktur, das ist es, was die Kinder neben dem «Curriculum» an der Accadis unter anderem lernen. Was es bedeutet, wenn dieses Regelwerk nicht gilt, das haben die Lindemanns erlebt. Sie sind eine Familie aus der Nähe von Bad Homburg. Ihr Sohn hat die erste Klasse an einer staatlichen Grundschule verbracht. Die NZZ trifft sie an einem Abend im Oktober in ihrem Haus.

Angst vor dem Schulbesuch

Die Lindemanns wollen nicht, dass ihre Vornamen und ihr Wohnort genannt werden. Der Sohn sei, erzählen sie, an der staatlichen Schule wiederholt von Mitschülern gehänselt und bedrängt worden. Sie berichten von beschädigter Kleidung und von Verletzungen. Für ihren Sohn sei der Schulbesuch zunehmend mit Angst verbunden gewesen, während die Klassenlehrerin mit der sprachlichen und sozialen Integration der Kinder weitgehend allein gewesen sei.

Die Grundschule des Ortes hat einen hohen Migrantenanteil. Für die Lindemanns, das betonen sie im Gespräch, sei das kein Hinderungsgrund gewesen. Sie wollten ihr Kind in diese Schule geben. Doch nach den vielen «belastenden Situationen» änderten sie ihre Meinung. «Wir wollten, dass unser Sohn wieder gern zur Schule geht», sagt die Mutter. Sie entschieden, ihn an der 20 Kilometer entfernten Accadis einzuschulen.

Man kann es mit der Überforderung deutscher Grundschulen mit den vielen Migranten erklären, man kann es aber auch mit einem allgemeinen Mangel an sozialer Disziplin, unterschiedlichen Erziehungsvorstellungen und Defiziten an Respekt und Orientierung bei Kindern in Verbindung bringen: An den Grundschulen kommt häufig an, was in der deutschen Gesellschaft schief läuft.

An der Accadis ist das anders. Es gebe eine Warteliste, heisst es aus der Schulleitung. Anders als an einer staatlichen Schule gehen Eltern dort einen Vertrag ein. Damit verpflichten sie sich unter

anderem, dass ihr Kind die Regeln einhält. Zu diesen Regeln zählen Grundwerte wie Ordnung, Disziplin, Höflichkeit und Respekt. Und: Wenn Kinder nicht lernen wollen, kann die Schule den Vertrag kündigen. Diesen Leistungsdruck auf ihre Kinder akzeptieren Eltern, wenn sie sich für die Accadis oder eine andere Privatschule entscheiden.

Dafür bekommen sie auch etwas geboten, zum Beispiel moderne Gebäude, moderne Ausstattung – und Chewie, den Schulhund. Er ist eine Mischung aus Pudel und Malteser und steht gerade in einem Kreis Kinder einer ersten Klasse. Ein Mädchen legt sich einen grossen Würfel in die Hand und sagt: «Chewie, stups!» Mit der Nase stösst ihr der Hund den Würfel von der Hand.

Der Würfel rollt auf dem Boden. «Welche Zahl sehen wir?», fragt die Lehrerin. Als ein Kind vorlaut «vier» sagt, ermahnt sie es. «Wann reden wir?», fragt sie. «Wenn wir aufgerufen werden», sagt der Junge. Unter dem Gejohle der anderen Schüler darf er dem Hund dennoch «High Five» geben. Chewie berührt mit seiner rechten Vorderpfote die Hand des Kindes.

Für die Lindemanns hat sich der Wechsel an die Privatschule gelohnt. Etwas mehr als ein Jahr lernt ihr Sohn inzwischen an der Accadis. Besonders der «respektvolle und höfliche Umgang» unter den Schülern sei beeindruckend, sagen sie.

Deutsch als Fremdsprache

Doch es ist nicht nur die Vermittlung von Werten, die an deutschen Grundschulen offenbar immer schwieriger wird. Seit der Migrationskrise vor zehn Jahren haben sie noch ein anderes grundlegendes Problem. Es zeigt sich beispielhaft an der Gräfenauschule in Ludwigshafen.

Vor einem Jahr hat Barbara Mächtle, die Rektorin der Schule, Alarm geschlagen. Ein Drittel der Erstklässler bleibe sitzen, weil sie kaum Deutsch sprächen, sagte sie verschiedenen Medien. 98 Prozent der Kinder stammten aus Migrantenfamilien. Sie sprächen alles, nur kaum Deutsch. Vielen Kindern fehlten die motorischen und sozialen Voraussetzungen für die Grundschule.

An einem Vormittag Ende September gibt Mächtle Sportunterricht, aus einer Musikbox tönen deutsche Kinderlieder. Die Gräfenauschule befindet sich in einem Brennpunktviertel von Ludwigshafen mit hohem Migrantenanteil. Ludwigshafen, die Stadt des Chemiekonzerns BASF, wirkt hier mit ihren heruntergekommenen und grauen Strassenzügen wie ein Abbild von Duisburg oder Gelsenkirchen. Diese Städte stehen in Deutschland beispielhaft für die zunehmende Verwahrlosung grosser Orte.

Nikita, ein Junge, steht auf der Höhe von Mächtle. Sie nickt ihm zu. Er läuft auf ein Sprungbrett zu, springt ab und prallt mit den Schienbeinen gegen den Kasten. Mit schmerzverzerrtem Gesicht sinkt er zu Boden. Mächtle eilt zu ihm, nimmt ihn tröstend in den Arm und führt ihn zu einer Bank. Während er dort traurig sitzt, versammelt sie die Jungen und Mädchen der Klasse im Kreis um sich.

Sie hockt sich auf das Parkett, von der Hallendecke bröckelt der Putz. Sie sagt den Kindern, dass sie als Nächstes unter einer Bank hindurch kriechen, danach darüber gehen sollen. Sie redet laut und langsam, betont die Wörter. «Mach das mal vor», sagt sie zu einem Jungen. Sport dient an der Gräfenauschule nicht nur der körperlichen Ertüchtigung, sondern auch dem Sprachunterricht.

Später sitzt Mächtle in ihrem Dienstzimmer im ersten Stock der Schule, wie viele in Deutschland einhundert Jahre altes, sanierungsbedürftiges Gebäude aus der Kaiserzeit. Auf ihrem Tisch stapeln sich Hefte, daneben liegt ein Buch mit dem Titel «Kindeswohlgefährdung». Ja, das hätten sie hier auch manchmal, sagt sie. Es sei eben ein schwieriges Viertel.

Es gibt nicht viele Schulleiter in Deutschland, die Probleme öffentlich machen. Doch die 49-jährige Mächtle redet Klartext. Die meisten Kinder sprächen schlechtes oder gar kein Deutsch,

obwohl sie mitunter in Deutschland geboren seien, sagt sie. Unterricht könne deshalb fast nie regulär erfolgen.

Wie das aussieht, zeigt sich auf dem Flur vor dem Dienstzimmer von Mächtle. Dort sitzt eine Klassenlehrerin an einem niedrigen Tisch, ihr Name darf, wie der aller Lehrer und Kinder an der Gräfenauschule, nicht genannt werden. Sie beugt sich über die Hefte, die vor drei Kindern liegen, und lässt sich die Worte im Heft vorlesen. Daneben sitzen zwei Mädchen auf blauen Matten am Boden an einem Pult und schreiben Wörter in ein Heft. Unterricht auf dem Flur – das ist die Realität an der Schule.

Mit Gesten statt Worten

Im Klassenraum nebenan lernt derweil eine Förderlehrerin mit dem grossen Rest der Klasse Deutsch. «Es gibt kein Normal hier», sagt Mächtle. Es gebe Kinder, die sich weigerten, in die Schule zu kommen, so dass sie ihre Eltern anzeigen müsse. Es gebe «verhaltensauffällige» Kinder, denen es sehr schwerfalle, dem Unterricht zu folgen.

Das klingt resigniert, aber Mächtle wirkt nicht so. Wie sie energisch durch die Flure läuft, mit den Lehrern redet und Schüler unterrichtet, mutet sie eher wie einer der Menschen an, denen es zu verdanken ist, dass es vor allem an den Grundschulen in Deutschland überhaupt noch einigermaßen läuft. Auch die Klassenlehrerin einer dritten Klasse gehört in diese Kategorie.

Als der Unterricht beginnt, versammelt sie die Kinder erst einmal auf Bänken, die im Carrée aufgestellt sind. Sie tragen Hausschuhe oder Badelatschen. Strassenschuhe müssen an der Tür abgestellt werden. Mit dem Zeigefinger vor dem Mund bedeutet sie den Kindern, leise zu sein. Die Lehrerin arbeitet viel mit Gesten, sie redet kaum. Sie nimmt das Kinn nach oben und atmet tief ein. Die Schüler machen es nach, halten die Luft an und pusten sie nach ein paar Sekunden wieder aus.

Ein Junge im Minecraft-Shirt meldet sich. Er würde gern etwas sagen, erklärt er. Der Kevin habe ihm beim Ballspiel in der Hofpause den Ellbogen in die Seite gerammt, sagt er. «Ich petze Lehrerin», habe er daraufhin gedroht. Sie würde gern mit dem Unterricht beginnen, erwidert die Lehrerin. «Ihr habt es bisher immer gut hingekriegt, eure Probleme untereinander zu lösen. Da bin ich sehr stolz auf euch.»

Dann setzen sich die Kinder an die Bänke. Die Lehrerin schaltet ein Radio ein. Sanfte Klaviermusik ertönt. Sie geht umher, beugt sich über Schultern, setzt sich neben Kinder und legt ihnen sanft die Hand auf den Unterarm. Wenn sie spricht, dann flüstert sie. Oft schüttelt sie den Kopf, wedelt mit dem Zeigefinger. Die Schüler bekommt sie damit aber nicht ruhig. In der Klasse herrscht ein stetes Grundrauschen.

Nach dem Unterricht nimmt sie sich Zeit für ein Gespräch. Die Wärme und Zuneigung, mit denen sie von ihren Schülern spricht, klingt aus jedem Wort. «Das sind liebenswerte Kinder, die viel Zuneigung brauchen», sagt sie. Das Grundproblem an der Gräfenauschule kann sie mit ihrer zugewandten Art aber auch nicht lösen. Man kann über dieses Problem beispielsweise mit Stefan Düll reden, dem Präsidenten des Deutschen Lehrerverbandes. Der Verband vertritt die Interessen von Lehrkräften aller Schularten in der Bundesrepublik. Die NZZ erreicht Düll am Telefon in einer staatlichen Schule bei Augsburg. Er ist dort der Schulleiter.

Für ihn sei der Boom bei den Privatschulen eng verbunden mit den Sprachdefiziten vieler Kinder, sagt er. Es gebe in den Klassen zu wenig deutschsprachige Kinder. «Alle Vögel sind schon da» zu singen, das gehe kaum mehr, sagt Düll.

An der Accadis-Schule in Bad Homburg ist es derweil früher Nachmittag geworden. Wieder sitzen Eltern in Fahrzeugen, wieder stauen sich Autos die Strasse hinauf. Sie fahren langsam in die Abholzone.